Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 57 (1953-1954)
Heft: 18

Artikel: Das Auto und die Uhr
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669605

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

schaute unter die Haube, schüttelte den Kopf und winkte mir, auszusteigen. «Muss abgeschleppt werden», stellte er lakonisch fest. «Komm, wir gehen zu Fuss. Ich weiss ein nettes Restaurant und gleich daneben eine erstklassige Garage. Die werden das Ding schon wieder zusammenflicken.» Was für gutmütige Geschöpfe wir Frauen doch im allgemeinen sind! Martin bekam kein Wort des Vorwurfes zu hören — er hätte ohnehin alle eingetretenen Missgeschicke als Walten der force majeure erklärt! — sondern wir vereinbarten friedlich, dass er mich, sobald der renitente Motor wieder instandgestellt sei, eigenhändig zu meinem netten Redaktor führen werde; denn meine Freundin sowie Frau Wetter waren inzwischen definitiv von meiner Liste gestrichen worden.

Die Garage lag zwei Stockwerk tief unter der Erde, war durch künstliches Licht erhellt und erweckte an diesem hellen Tag den Eindruck eines Bunkers. Immerhin verfügte sie über einen Warteraum und zwei illustrierte Zeitungen aus dem Jahre 1951. «Der Schaden wird in einem Moment behoben sein», tröstete mich der Chefmechaniker, «gleich wird uns der Wagen hergebracht und es kann sich nur um eine Kleinigkeit handeln.»

Und so sass ich, ebenso geduldig und philosophisch wie am Morgen in Martins Büro oder wie am Mittag in der Halle des Obersten, auf einem Stuhl, zwei Stockwerke unter der Erdoberfläche, und sah mir Bilder an. Droben neigte sich langsam ein schöner Tag seinem Ende zu; denn als Martin erschien und verkündete, es werde jetzt noch eine kleine Probefahrt gemacht, damit auch gewiss alles richtig funktioniere, da war es fünf Uhr fünfzehn. Und da gab ich auch meinen lieben Redaktor leise seufzend und höchst ungern auf.

Punkt sechs Uhr verliessen wir Bern, Martin keineswegs verlegen oder schuldbewusst, sondern vergnügt pfeifend am Steuer. Die Bäume warfen lange bläuliche Schatten, die Räder rollten und eine abendliche Brise wehte zum Fenster herein.

«Nun hast du wenigstens etwas von Bern gesehen», stellte Martin unschuldig fest und dachte scheinbar an den Zeitglockenturm, die heimeligen Lauben und den Bärengraben. Ich aber antwortete: «Ja, den ‚Bund' von gestern und zwei Illustrierte vom Dezember 1951.» Und heimlich taufte ich die Fahrt die «Warte-Reise», weil Warten ja ohnehin das Los aller Frauen dieser Erde ist.

Adèle Baerlocher

Das Auto und die Uhr

Wie ungerecht sind wir doch manchmal; ungerecht aus reinem Unverstand. Wenn sich ein Schwerkranker endlich, und eben leider manchmal viel zu spät erst, operieren lässt und dann stirbt, so kann man immer wieder in Todesanzeigen den Satz lesen: «An den Folgen einer Operation starb ...» Wie unbedacht, wie ungerecht ist dieser Satz! Der Chirurg versteht seine Sache. Verstünde er sie nicht, er würde bei uns in der Schweiz gar nicht an den Operationstisch herangelassen. Wir haben da in unserm Land sehr gute und sehr strenge Gesetze und Vorschriften.

Richtiger wäre — aber das setzt niemand gern in die Zeitung — wenn man dann schriebe: «An den Folgen eigener Unentschlossenheit starb ...» Warum schreibt man denn so selten in einer Todesanzeige: «An den Folgen einer schweren Krankheit starb ...»? Damit sagt man die reine Wahrheit, tut aber dem Chirurgen sicherlich kein Unrecht. Schliesslich kann er ja nichts dafür, dass man ihn zwei Tage, zwei Wochen oder gar zwei Monate zu spät geholt hat. Oder? Im Mittelalter starb man noch recht oft an den Folgen einer Operation. Heutzutage wird mit einer solchen Sorgfalt, mit einer Reinlichkeit operiert, die dem Laien oft fast lächerlich und übertrieben vorkommt, dass an den Folgen einer Operation niemand mehr stirbt.

*

Vor einigen Tagen blieb meine Uhr stehen. Drei Jahre lang hat sie tadellos funktioniert und hat mir ausgezeichnete Dienste geleistet. Zuerst war ich erstaunt; dann ein wenig betrübt, und zuletzt war ich aufgebracht. Ich eilte zum Uhrmacher, der mir die Uhr vor drei Jahren verkauft hat und sagte:

«Meine Uhr ist kaputt. Sie haben mir diese Uhr zuerst vor drei Jahren verkauft und gesagt, was wunder das für eine gute Uhr sei. Man möchte es nicht meinen, wenn sie nach drei Jahren schon ‚die Läufe streckt'!»

Der Uhrmacher machte ein Gesicht, als hätte ihm ein Unsichtbarer unsanft auf den Rücken gehauen, oder als müsse er eine besonders bittre Arznei schlucken. Dann zwang er sich zu einem Lächeln.

«Haben Sie auch schon mit Maschinen zu tun gehabt?» fragte er mich.

«O ja, hie und da schon. Ich habe sogar einmal ein Motorrad besessen!» Ich war recht stolz, dass ich soviel von Maschinen wusste.

«Wie lange lief denn Ihr Motorrad ohne Oel?»

«Ueberhaupt nicht!» meldete ich mit Ueberzeugung.

«Und Ihre Uhr soll können, was nicht einmal das grosse, schwere Motorrad konnte?» lächelte er, während er durch seine Lupe ins Innere meiner Armbanduhr hineinschaute. «Drei Jahre lang ist diese Uhr nun gelaufen, ohne dass ihr jemand auch nur ein Tröpfchen Oel gegeben hätte. Und da sind Sie erbost?»

«Aber das kann man doch nicht vergleichen! Ein Motorrad leistet doch viel mehr und läuft auch schneller», wendete ich ein.

«Wenn sich das Rad eines Automobils 120 Millionen Mal gedreht hat, dann hat das Auto ungefähr 250 000 Kilometer zurückgelegt. Das entspricht der normalen Fahrleistung von etwa zehn Jahren. Nach zehn Jahren gehört ein Automobil zum alten Eisen. Wissen Sie, dass die Unruh in Ihrer Uhr in einem halben Jahr schon 120 Millionen Schwingungen macht? In einem einzigen Jahr dreht sich diese Unruh etwa 240 Millionen Mal hin und her! Nach zehn Jahren hat Ihre Uhr etwa zwanzigmal soviel geleistet wie ein Auto!»

«Donnerwetter!» entfuhr es mir.

«Sehen Sie, darum ist Ihre Uhr stehen geblieben. Sie sollten sie eben jedes Jahr wenigstens einmal schnell zu mir bringen, damit ich ihr das nötige, winzige Tröpfchen Oel geben kann, das auch diese fabelhafte Maschine zum Leben braucht.»

Ich liess die Ohren hängen und schämte mich . . .

Fridolin

Ein Dichter entdeckt eine Grotte

Man sagt, dass Dichter Entdecker seien, Ergründer des Menschen und Menschlichen, und da mag es oft wie eine Fahrt durch Grotten sein. Dass aber ein Dichter eine richtige und nachmals weltberühmte Grotte entdeckt, gehört doch zu den Ausnahmen. Der sich rühmen kann, ist August Kopisch.

Ueber den Dichter Kopisch (1799—1853) weiss man heute kaum mehr Bescheid, doch braucht man nur ein älteres Schullesebuch aufzuschlagen, um auf seine Balladen zu stossen. Es kann der «Mäuseturm» sein («Am Mäuseturm, um Mitternacht, des Bischofs Hatto Geist erwacht») oder dann das gespenstische «Zeitelmoos», wo es noch immer «nicht geheuer» ist, und viele erinnern sich, als Kinder noch jene vergnügliche Vorgeschichte aufgesagt zu haben, die mit der Zeile einsetzt: «Wie war zu Köln es doch vordem mit Heinzelmännchen so bequem». Wer überdies in den paar Bänden der «Gesammelten Werke» blättert, findet kleinere Geschichten und Reiseschilderungen, vorwiegend mit dem Milieu seiner Wahlheimat Italien, die man auch heute nicht ohne Spannung und Gewinn liest.

Von besonderem Reiz ist die Schilderung der «Entdeckung der blauen Grotte auf der Insel Capri». Das liest sich wie eine handlungsreiche Erzählung; doch ist sie so exakt in der Erfassung aller Einzelheiten, wie sie zugleich den phantasievollen Dichter verrät, sonst hätte er nicht ein genaues Modell der Insel Capri aus Stuck zu verfertigen und später dann noch die blaue Grotte zu modellieren und die Beleuchtung und Farbe so täuschend wiederzugeben vermocht, «dass man bei der guckkastenähnlichen Einsicht in die Bildung den natürlichen Masstab und die Wirklichkeit der Grotte vor sich zu haben meinte.»

Die Grotte wurde seine Leidenschaft, sobald er — es war im Jahre 1826 — zu hören bekam, es befinde sich «am Ufer des Meeres ein Ort, Grotelle genannt, wo das Meer in viele kleine Höhlungen mehr oder minder tief» eindringe. Und als dann der Wirt und Notar Don Giuseppe Pagano pathetisch erklärt: «Ich habe von Jugend auf eine Sehnsucht verspürt, gerade in diese Höhle zu schwimmen und sie zu erforschen», verkündet Don Augusto Kopisch nicht minder pathetisch, dass man in ihm nun den Mann zu sehen beliebe, der das Abenteuer zu bestehen wage.

Man folgt dieser Entdeckungsfahrt mit steigender Spannung, geht es doch um eine Höhle, um das Höhlenhafte, was ja den Menschen seit der